

JOHANNA KLÖPPER

LEBEN ist das neue Sterben



Der Tod, der Herr Jesus,
die Liebe und ich

SCM

Inhalt

Vorwort	11
Intro	51
Meine Damen und Herren, liebe Sterbende	15
Warum in die Angst reisen?.....	16
Ich nun wieder	18
1. Der Aufbruch	21
2. Eine echt atheistische Trauerfeier – oder wie?	27
Harry	27
Was unter dem Baum geschah	32
3. Das, was hier und jetzt noch stimmt	37
Die Tür	40
4. ... aber nicht allein	43
Die Kunst des Unterlassens	43
5. Hiob und der innere Karfreitag	49
Herzliche Einladung zum Wut-Gottesdienst	51
Gott.....	56
Erste Mutationen	58
6. Abschiedsgroßzügigkeit	59
Neulich im Hospiz	59
Erziehung an meiner Umwelt	63
7. Mal angenommen	67
David und Anni.....	68
Heimweg und Heimweh	74

8. Die Versionen meiner selbst	79
Was willst du denn mal werden, wenn du du bist?	82
Andie und die Stickersammlung	84
9. Stille Post, heilige Post.....	87
Weil.....	89
Mein kleines Unglaubensbekenntnis	92
10. »Ich war hier!«	95
Petunie oder Pyramide?	98
Außen lahm, doch innen bunt	102
11. Abend	107
Don't explain	108
Müde	111
Die Argumente dafür	112
12. Fragen am Wegesrand	115
Um die Kurve mit John Scofield	117
13. Licht (der Welt) an – Licht (der Welt) aus?.....	119
Der Mann mit den bunten Klamotten.....	120
Gottes Kompliment.....	123
14. Du nicht! Bitte... ..	125
Alex, der nicht zum Arbeiten hier ist.....	125
Falsch.....	126
Sich »Profi« nennen ist nicht schwer... ..	127
15. Und wenn ich dann noch traurig bin...?	129
Suche ein Trauertutorial – biete verquollene Augen.....	130
Greifen und Begreifen	133

Der Weg ist nicht immer das Ziel, sondern zunächst mal der Weg.....	135
16. Leib, Seele und Coldplay.....	137
Falsche Kandidatin	138
Schwester	139
Steffi und die weichen Knie	143
17. Weil es nichts nützt	145
Schlaue Angst und dumme Angst	146
Der Gegenimpuls zum menschlichen Durchdrehen	150
18. Wenn und dann	153
Die Reisegruppe und das Poesiealbum	154
Das Ziel und Benedict Cumberbatch	157
Das Gepäck und das Loslassen.....	159
Julia und das Tanztheater	161
19. Leben ist das neue Sterben	163
Der Satz	164
Einladung.....	165
20. Angekommen. Oder doch nicht.	167
21. Vom Ein- und Ausatmen	171
Begreifen	171
Der Weg	173
Mein Weg	176
22. Nach Hause	179
Geborgenheitsvorrat	180
Das Ende	184
Quellennachweis	186

i

Der Aufbruch

Wir starten wilden Mutes und gehen dahin, wo viele Ängste ihr Zentrum haben. Möglichst nah ran ans Geschehen.

Ja, der Tod ist so ziemlich das Gruseligste, was es gibt. Für mich zumindest. Bei Omas, die kurz vor der 100 lebenssatt einschlafen, hält sich meine Angst noch in Grenzen. Die beerdigt man ja regelrecht gern. Aber der Tod kommt manchmal auch dahin, wo er nicht willkommen ist. Und das finde ich immer wieder aufs Neue schlimm.

Am liebsten ist er mir, wenn ich von ihm in der Zeitung lese oder so. Ich kann umblättern, ihn ad acta legen und bin fertig mit dem Thema. Aber während ich noch blättere, ahne ich, dass er das wohl nicht für immer mit sich machen lassen wird. Und das versetzt mich in eine latente, leise Alarmbereitschaft.

Das sieht man mir nicht an, ich bin eigentlich recht lebensfroh. Ich lache laut und gerne, genieße die schönen Dinge. Aber da ist dieses Monster unter meinem Bett, das diffus rumtönt, wenn es außen leise wird. Nicht laut, nicht brüllend und martialisch, aber dafür permanent und unglaublich nervtötend. Als der Leidensdruck endgültig hoch genug war und ich außerdem eine Art Zeitüber-

schuss hatte, habe ich beschlossen, endlich mit der Taschenlampe unters Bett zu leuchten. Ich habe im Hospiz angefangen.

Mein Job dort ist gar nicht so mildtätig, wie er erst mal rüberkommt. In erster Linie profitiere ICH davon. Ja, ich arbeite im Hospiz. Vielleicht erklärt das, warum ich mir die Gedanken mache, die ich mir mache. Aber um ganz genau zu sein, waren die Gedanken zuerst da und der Job eine Art Antwortenlieferant. Zumindest zu Teilen. Ich glaube, dass man immer und überall etwas lernen kann.

Seit Anfang 2014 arbeite ich im Hospiz »Haus Emmaus« in Wetzlar, Hessen. Zunächst ehrenamtlich, mittlerweile bin ich angestellt. Denn wenn ich schon nach den großen Lebensfragen forsche, kann ich mich auch gleich nützlich machen.

Das alles begann so:

»Hospiz wie Hotel oder Hospiz wie Sterben?«

»Das mit dem Sterben.«

»Warum DAS denn?! Ich könnte das nicht.«

Na ja, ob ich das kann muss sich auch erst noch herausstellen ...

Ich erinnere mich noch genau an meinen allerersten Tag im Hospiz. Mir war ein bisschen elend, während ich einen Parkplatz suchte. Zum »Schnuppern« hatte ich mich einladen lassen. Wie war ich noch mal hier gelandet? Ob ich jemals aufhören würde, mir ständig so einen Quatsch zu überlegen? Aber ich brauchte Antworten. Ich musste doch wissen, wie ein vernünftiger Umgang mit diesem ganzen Thema möglich ist. Wieso werden die Leute, die hier arbeiten, nicht reihenweise verrückt?

Ich war also mutig in Richtung Eingang unterwegs. Ich hatte mich mal sicherheitshalber schwarz angezogen. Der nette Mann vom Telefon erwartete mich schon am Empfang. Er trug so ziemlich alle Farben außer Schwarz. Aha.

Erste Lektion, die ich hier lernte: Die Bewohner des Hospizes werden ausschließlich »Gäste« genannt. Stimmt nicht. Meistens

werden sie einfach mit ihrem Namen angesprochen. Aber »Patienten« heißen sie nicht. Sie sind nämlich eigentlich keine Patienten. Klar, Pflegepersonal, Ärzte, Medizin und alles gibt's hier nicht zu knapp. Aber Heilung steht nicht mehr auf der Agenda. Hier werden »nur« noch Symptome bekämpft. Schmerzen gelindert und die größtmögliche Lebensqualität angepeilt.

Und wie das geht, merkte ich im Laufe der Zeit. Ich lernte eine ehrenamtliche Helferin kennen, die auf besonderen Wunsch »Handkäs' mit Musik« (oder wahlweise Grießbrei nach böhmischem Oma-Rezept) kocht und zum Beispiel die richtige Sorte Weintrauben in der richtigen Farbe organisiert.

Ein Pfleger ergänzt die hauseigene Leih-Videothek regelmäßig mit Psychothrillern aus dem eigenen Bestand, was mir besonders zugutekommt.

Ich denke an die »Blumenfee«, wie ich sie nenne. Eine lebenswerte ältere Dame, die sich regelmäßig um alle Blumen im Haus kümmert. Und das sind nicht wenige. Sie spricht mit ihnen, droht mit der Biotonne bei ausbleibender Blütenpracht und begrüßt jeden mit freundlicher Ruf-Terz, während sie in ihrem Rollstuhl durchs Haus düst.

Da ist der charmante Herr um die 60, der, nach seinem Aufgabengebiet gefragt, antwortet: »Der Garten und alles, was noch so ist!« Oder die Mutter eines vor Jahren verstorbenen Gastes, die regelmäßig selbst gebackenen Kuchen vorbeibringt.

Diese Freiwilligkeit und diese Liebe zum Leben spürt man dem kompletten Haus ab. Vielleicht ist es das, was mich irgendwie gern hier sein lässt.

Mein liebes Fräulein Lilienthal ist im Gegensatz zu mir nicht so richtig freiwillig hier. Als ihr vor einigen Monaten Bauchspeicheldrüsenkrebs im fortgeschrittenen Stadium diagnostiziert wurde, begann für sie ein Marathon aus Behandlungen, Hoffnung, Ernüch-

terung, Tränen, neuen Anläufen, wieder neuen Rückschlägen und unermesslicher Anstrengung.

Ich denke, dass sie so ungefähr um die vierzig sein müsste. Ihr Körper ist zart und zerbrechlich, ihre Augen sind müde, aber nicht unglücklich. Sie sagt, dass es ihr guttut, jetzt endlich Frieden und Gewissheit zu haben. Nicht mehr hoffen und bangen zu müssen, um dann enttäuscht zu werden.

Wenn ich ihr Versicherungskärtchen mit dem Passbild in der Hand halte, sehe ich eine andere Frau als diese zarte Person mit den müden Augen. Ich sehe eine Person, die mich an eine Version von meinem lieben Fräulein Lilienthal erinnert, wie ich sie zum Beispiel im Supermarkt treffen könnte. Eine Version von ihr, die sich fragt, wohin der Urlaub im nächsten Jahr gehen soll. Aber mein liebes Fräulein Lilienthal hier hat andere Fragen. Andere und insgesamt nicht besonders viele.

»Nicht dem Leben mehr Tage, sondern den Tagen mehr Leben geben.« Darum bemühen sich alle, die hier arbeiten. Die Ärzte, indem sie höchst aufmerksam Schmerzzustände oder Unwohlsein erfragen und bestmöglich behandeln. Das Pflegepersonal, indem es geduldig und schnell auf Bitten und Anfragen aller Art reagiert. Ermöglicht durch eine hohe Personaldichte, die im normalen Krankenhausbetrieb nicht gegeben ist.

Die Ehrenamtler, indem sie auf kurzem Dienstweg Versicherungsunklarheiten klären, Unkraut zupfen, Füße massieren oder sich als Dolmetscher betätigen. Der Leitungskreis, der Spenden sammelt, öffentliche Aufmerksamkeit schafft, Werbung für diese wichtige Arbeit macht.

Im Zentrum dieser vielfältigen Arbeiten stehen der Gast und seine Angehörigen. Es geht darum, unnötige Ärgernisse zu beseitigen, zu unterstützen, wo es gewünscht ist. Und es geht vor allem um Aufmerksamkeit und Zuwendung.

Ich glaube, dass alles schlimmer ist, wenn man allein ist. Kann sein, dass das ein Mittel ist, mit dem man das Leid zumindest zu kleinen Teilen entschärfen kann: Aufmerksamkeit und ein ernst gemeintes »Wie geht's?«. Ich musste mich anfangs ziemlich überwinden, Angehörige danach zu fragen, wie es ihnen geht. Ihnen dabei in die Augen zu schauen.

Meine Aufgaben spielen sich im Moment im Bereich Telefondienst, Sekretariat für die Chefin und Empfang von Besuchern, Lieferanten etc. ab.

»Sind Sie zum ersten Mal bei uns?«, »Würden Sie bitte Ihre Hände desinfizieren?«, »Kennen Sie den Weg?«, »Ich rufe schnell die Kollegin aus der Pflege an, die wird Sie dann mitnehmen ...«.

Und eben das gruselige »Wie geht's Ihnen heute?«.

Aber ich spüre regelmäßig ganz deutlich, wie unglaublich dankbar diese Mitmenschen reagieren, wenn sie alles noch mal in Ruhe erzählen können. Manchmal wiederholen sie sich oder holen kilometerweit aus. Und wenn sie fertig sind mit reden, schauen sie mich manchmal so an, als hätten sie vergessen, dass ich da bin. Dann bedanken sie sich von ganzem Herzen (fürs Dasitzen und Stillsein – wenn es nur das ist ...). Und das Elend, das auch dann seinen Lauf nehmen würde, wenn ich nicht dabei wäre, ist vielleicht für einen kleinen Moment ein bisschen gemildert. Das war es wert. Die paar Minuten Zeit, die ich investiert habe, waren gut angelegt.

Zeit scheint ein größeres Thema zu sein, denke ich.